

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

254 (1.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkautzung und Wissen

Eine verwegene Luftreise

Luftreisen können uns verwegener Europäern nicht mehr imponieren. Der „Jepp“ ist um die ganze Welt geflogen; keine hat er auch dem Nordpol einen Besuch abgestattet, nachdem schon die kleine „Morgue“ darüber hinweggeflogen war. Und die Dzeane sind längst vom Flugzeug „benutzt“ worden. Die höchsten Berggipfel sind ebensoviele Höhenflugzeuge sicher wie die Stratosphäre, der außerdem Freiballons sind in absehbarer Zeit vielleicht auch Raketen ihren Besuch abstatten, wenn das Glück den Raketenbauern etwas holdere als bisher gesinnt sein wird.

Aber vor 120 bis 130 Jahren war eine Luftreise noch Helikopter und beinahe Gotteslästerung. Damals lebte in Berlin ein ehrbarer Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, der sich Jungius nannte und seinen Schülern ein vorbildlicher Lehrer mathematischer und physikalischer Probleme war. Jungius begnügte sich nicht mit trockener Gelehrsamkeit. Was die Theorie lehrte, das mußte praktisch erprobt werden. Zu den Dingen, die es zu erproben galt, gehörte auch die neue Luftschiffahrt. Zwar war die erste Montgolfiere bereits 1782 emporgestiegen, und drei Jahre darauf war Herr Blanchard von Dover nach Calais geflogen, und der ausgezeichnete Gelehrte Gay-Lussac, dem wir prächtige Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase verdanken (mit denen Herr Professor Jungius seine Schüler weiblich gequält haben mag), hatte zusammen mit Bisot einen Höhenflug unternommen, der, wenn die damaligen Meßgeräte richtig angezeigt haben sollten, bis zu viertausend Meter empor geführt hatte. Aber in Deutschland war von der Fliegerei nur wenig zu merken. Wohl hatte es hier und da Modellversuche gegeben; sogar der Geheimrat in Weimar, der Staatsminister Goethe, hatte in seinem Garten ganz heimlich seine Feuerballons fliegen lassen; aber sonst gab es noch keinen deutschen Luftschiffer, und an die Ausübung des Ballons zu wissenschaftlichen Zwecken, die Herrn Professor Jungius vorschwebte, hatte sich noch niemand in Deutschland herangewagt.

Da blieb Herrn Professor Jungius nichts weiter übrig, als sein eigener Luftschiffkonstrukteur zu werden. Mit professoraler Gründlichkeit berechnete er sein Fahrzeug, wählte die Rohstoffe aus und bereitete sich auf den Aufstieg vor. Der Berliner Kaufmann Caban lieferte ihm für seinen Ballon einen besonderen Taft, den der „Hof-lackierer“ Knecht so gründlich kräftigen mußte, daß er für Luft und Wasser fast undurchlässig wurde. Nach den Zeichnungen des Professors wurde der Taft zu einem Ballon geformt, der einen Gasinhalt von rund 350 Kubikmeter erhielt. Auch das Ballonstoffgarn mußte sich der Herr Professor selber herstellen. Aber alle Schwierigkeiten wurden erfolgreich überwunden, und am 16. September 1805 wurde der Ballon gefüllt. Das gab eine Aufregung in der preussischen Hauptstadt, die damals kaum viel größer als eine der üblichen märkischen Kleinläufe war. Eine große Menge Zuschauer hatte sich eingefunden. Professor Jungius wollte durch die Luft reisen. Das versprach ein Gaudi, die zu sehen sich lohnte, und kleine Mädchen trugen ihre Mütter oder Gouvernanten, ob der Professor auch den lieben Gott zu

sehen frage. Kurz nach 12 Uhr gab Jungius das Zeichen zum Aufstieg, und unter allgemeinem Staunen hob sich das leichte Fahrzeug rasch empor. Doch lassen wir den fähigen Professor selber erzählen.

„Schnell verteilten sich die Gegenstände der Erde meinem Blicke. Lange hielt ich Berlin im Gesichte, welches mir in dem weitem Gesichtskreise, den meine Augen überblicken konnte, in einer äußerst verächtlichen Gestalt, wie ein Häufchen Steine am Wege, erschien. Den Totalanblick der Erde weiß ich mit nichts Passenderem zu vergleichen als mit dem Anblicke des Vollmonds durch ein gutes Teleskop, den Glanz abgerechnet. Alles hatte sich geändert und war zu einer Zeichnung geworden. Der Himmel über mir hatte eine reine dunkel-schwarze Farbe. Unaufrichtig peitschten Windböen meine Ball und schweberten die Gondel von einer Seite zur anderen, und da hing ich und war's mit Grausen bemußt, von der menschlichen Hilfe so weit.“

Die Kälte nimmt ständig zu. Der Ballon steigt rasch. Leider löst der Sturm die Gondel so sehr

schwanken, daß das Durchsehen des Barometers nicht zur Sache kommt. Unter dem Einflusse der Sauerstoffabnahme und der Kälte schlummert Professor Jungius über die verwegene märkische Erde. Aber alle guten Geister sind dem Schlafenden wohlgeinnt. Der geringe Gasinhalt in den Augen und bemerkt, daß sein Fahrzeug der Erde schon wieder ganz nahe ist. Nach einigen Minuten schlug die Gondel narrend und klirrend in der Nähe von Müncheberg auf die Erde, und ich ward nun etwa fünf Minuten lang auf der Erde, und einmal sogar über einen Teil eines Sees gefahren, doch am Ende noch mit 33 Pfund Ballast in der Gondel von einem herbeieilenden Jäger und einem Landmann, welche das Anker-tau um einen großen Feldstein schlangen, festgehalten.“

Die Kälte hatte kaum anderthalb Stunden gedauert. In dieser Zeit muß Jungius etwa 6700 Meter hoch gestiegen sein, eine anständige

in der Geschichte der Luftfahrt viel zu wenig gewürdigte Leistung, die nur deshalb ohne gesundheitliche Schädigung des fähigen Luftreisenden verlief, weil der kleine Ballon bald wieder landen mußte. Eine Extrapost beförderte den ersten deutschen Höhenfahrer, dessen Wagnis höher einzuschätzen ist als das des Professors Piccard, da noch gar keine Erfahrungen vorlagen, nach Berlin zurück. In Friedrichsfelde wurde Jungius von einer begeisterten Menge eingeholt. Sogar die Königin Luise ließ sich den fliegenden Professor vorstellen.

Aber zur Ehre des deutschen Wissenschaftlers muß gesagt werden, daß Professor Jungius sich höchst unbefriedigt über das wissenschaftliche Ergebnis der ersten Berliner Luftreise äußerte. Die Meßgeräte waren damals für diese Zwecke höchst unvollkommen. Für die Berliner jedoch war ein Feld erschienen, der von ihnen wie ein Wunderlied verehrt wurde. Die sportliche Leistung wurde auch damals schon höher eingeschätzt als das wissenschaftliche Ergebnis. Und hätte Professor Jungius nicht selbst über diese Luftreise ein Buch geschrieben, das 1805 bei Friedrich Maurer in Berlin erschien, dann wäre sein Ruhm kaum auf die Nachwelt gekommen. Aber so haben wir doch noch erfahren, wie der erste deutsche Wissenschaftler glückhaft durch die Luft gereist ist. W. M.

Jan Vermeer van Delft

Zum 300. Geburtstag des holländischen Meisters

Die Größe und Eigenart der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts beruht auf einer wesentlich bürgerlichen Grundeinstellung, die im Gegensatz zu den mehr höfischen und kirchlichen Aufgaben des vorhergegangenen Zeitalters, ein neues Kunst- und Lebensgefühl in die Wege leitete. Gerade Rembrandts überragendes Genie wird erst unter dieser Voraussetzung ganz verständlich, während die Kunst der beiden anderen niederländischen Großmeister, Franz Hals und Jan Vermeer (ober: von der Meer), schon vollkommen mit dem neuen Empfinden verknüpft erscheint.

Das Charakteristische der Kunst Vermeers bedeutet zugleich einen erheblichen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Malerei. Obwohl seine Gemälde schon zu seinen Lebzeiten außerordentlich geliebt und geschätzt waren, galt er dennoch bis an die Schwelle der Neuzeit als einer der üblichen holländischen Genremaler. Erst allmählich hat erkannt man die großartigen, rein künstlerischen Qualitäten in seinen dem Thema nach so unscheinbaren Gemälden. Bei der Nachforschung über sein Leben und Wirken jedoch stieß man auf bis heute ungeklärte Rätsel. Auf Grund der Zeitangaben weiß man, daß Vermeer am 31. Oktober 1632 in Delft geboren wurde. Es ist auch bekannt, daß er von 1656 bis 1660 in Amsterdam tätig war, dann wieder nach Delft zurückkehrte, dort Vorstandsmittglied einer berühmten Malervereinigung, der Lukasgilde, wurde und dort auch 1675 im Alter von 43 Jahren starb.

Die ungleich wichtigere Frage nach seinem Lehrer ist schon umstritten.

So unwichtig diese Fragen eigentlich sein mögen, in diesem Falle ist eine einwandfreie Lösung wahrhaft erwünscht, weil hierdurch erst die Voraussetzungen für Vermeers eigentümliches Künstlerium hergestellt werden könnten. Ein ungewöhnliches Phänomen ist plötzlich da, kein Revolutionär, wie Rembrandt, der gewaltig die Grenzen der Ueberlieferung durchbricht, sondern ein Maler, der mit Inhalt und Thema seiner Bilder sumpfen, in jeder Beziehung unauffällig und allzu bescheiden wirkt, und der trotzdem radikal das künstlerische Bildfeld in ein anderes verwandelt. Um ihn herum haben sich alle Maler auf den Gehmaß des reich gewordenen Bürger-tums eingestellt, er selbst wirkt fast ein wenig isoliert, ganz auf seine künstlerischen Absichten konzentriert. Er läßt sich nicht zur gedankenlosen Vielarbeit verleiten, obwohl auch er es manchmal bitter notwendig gehabt hätte. Von Anfang bis zu Ende bleibt er ein Fanatiker seiner künstlerischen Idee. Bei seinem Tode hinterläßt er ein Lebenswerk, das noch nicht einmal 40 Gemälde umfaßt, und das auch noch, selbst wenn man noch einige Arbeiten seiner Hand neu entdecken sollte, weit darüber hinausgehen wird.

Wenn man Vermeers Hauptwerke, etwa die berühmte „Anficht der Stadt Delft“, die verschiedenen Männer- und Mädchenbildnisse, oder die meist mit nur ein oder zwei Personen besetzten Innenräume — so z. B. das vielbesprochene „Mädchen mit dem Wein-glas“ aus dem Braunschweiger Landesmuseum — nur von obenhin betrachtet, fällt es nicht ganz leicht, die immer große Verwunderung zu begreifen,

die den Gemälden dieses Meisters entgegengebracht wird. Man versteht es heute wohl, daß Vermeer weniger zeitbedingt erscheint als die meisten niederländischen Maler um ihn herum, weil er nicht mit zu jener Zeit beliebten Themen wie betrunkenen Bauern, schmachtenden Mädchen, betenden Mägen oder Redereien verlebter Leute Aufmerksamkeit zu erregen sich bemüht hat. Da er auch sonst, abgesehen von einigen Werken der Frühzeit, niemals mit dem Vorwurf als solchem große Beachtung finden würde, muß wohl seine Eigenart in der Art und Weise, wie er sein Werk aufbaut, beschlossenen liegen. Tatsächlich ist in diesem Falle der rein malerische Ausdruck entscheidend. Das Hauptgewicht liegt auf einer nur Vermeer zugehörigen Stilisierung, in der Blau und Gelb dominieren, die mit sparsam verwandtem Rot und Grün zu einer ungewöhnlichen Poetik zusammenfließen. Der ganz einfache Inhalt der Bilder unterliegt wie selbstverständlich der selbst poetische Wirkung, die bei aller äußerer Kälte und nüchternen Mäßigkeit über Rästel aufsteigt. Man hat Vermeer später als den in der Farbe kultiviertesten holländischen Maler bezeichnet. Rästelhaft bleibt trotzdem seine künstlerische Einfachheit und die eigentümliche Hollendung, die plötzlich da ist, um hernach in Holland selbst nur einigen Architekturmalern noch als Anregung zu dienen. Reterochast ist gewiß Rembrandts Aufstieg, aber dieser Künstler kommt doch durchaus nicht aus dem Nichts. Man weiß um seine Vorgänger und Lehrer, an die er anknüpft. Deutlich kann man auch aus seinem Werke seinen Entwicklungs-gang herauslesen. Vermeer dagegen tritt ganz anders in die Erscheinung. Geradezu als ein geheimnisvoller Fremder ist er da, um dem holländischen Boden ein nur durch ihn mögliches Kunst-gewächs abzugewinnen. Vergeblich hat man sich bisher bemüht, aus seinen noch nicht ganz den späteren Charakter aufweisenden Augenmerkern seine künstlerische Herkunft zu erkennen.

Die Vernehmliche Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knorr Nachf., Verlag, Berlin.

(12. Fortsetzung.)

Die Halle hatte sich ganz verändert. Der Trümmerhaufen war weggeräumt, und die herausgebrochenen Fliesen, sogar die zerbrochenen, waren wieder an ihrem Platz. Der nackte ordentliche Anblick dieses leeren Raumes beruhigte ihn so, fast, als stünde er in der Halle eines unbewohnten Hauses. Das Wohnzimmer daneben war ein netter witziger Raum, alles in Rattum mit Borten. Fräulein Clarence ließ ihn eintreten und bot ihm einen Stuhl an; da sie aber weiterhin mit gefalteten Händen stehen blieb, blieb Harold auch stehen. Er füllte sich so jämmerlich und so plump wie ein Gärtnerbüschel, der eine Stellung sucht.

Fräulein Clarence wartete, daß er sprechen sollte.

„Ich wollte Sie gern besuchen“, begann Harold (auch eine Art, mit einem Mädchen zu sprechen, dessen Vater einem in der Nacht vorher beinahe das Auge eingetreten hat, aber die Situation schien eine gewisse Formlichkeit zu verlangen), „ich wollte Sie besuchen, um mich zu erkundigen, wie es Herrn Clarence geht.“

„Vielen Dank, es geht ihm besser“, sagte Fräulein Clarence. „Sie brachten ihn heute morgen in die Klinik. Doktor Brown schickte gleich nach der Ambulanz.“

Nicht ein Wort des Dankes für Harold, der doch seiner Zug versäumt hatte, um Doktor Brown telefonieren zu können.

„Das freut mich“, sagte Harold. „Glauben Sie, daß man ihn dort sehr lange behalten wird?“

Also sehr geschickt hatte er sich da nicht

ausgedrückt. Die blassen Wangen von Fräulein Clarence wechselten ein wenig die Farbe.

„Nur ein paar Tage“, sagte sie eifrig. „Aber — aber — vielleicht muß er dann in ein Asyl.“

„So?“ sagte Harold. Etwas anderes fiel ihm beim besten Willen nicht ein.

„Ich werde zu meiner Tante ziehen“, erklärte Fräulein Clarence.

„Ja richtig, das erwählten Sie ja schon heute morgen. Alfordstraße, wenn ich nicht irre?“

„Ja. Ich bin eben mit Packen fertig. Mein Koffer ist oben.“

Wieder eine Minute Schweigen.

„Alfordstraße?“ sagte Harold schüchtern.

„Ja — soll ich ihn nicht lieber für Sie hintragen? Es ist ja eine ganze Reise und einen guten Autobus haben Sie auch nicht.“

Es war Harold unbegreiflich, wieso er warum er das sagte. Aber es ließ sich nun einmal nicht vermeiden.

„Das möre furchtbar lieb von Ihnen. Aber — sind Sie auch sicher — macht es nicht zuviel Mühe?“ sagte Fräulein Clarence. Ihre Stimme schien schon ein klein wenig aufgetaut.

„Keine Spur. Soll ich den Koffer her-unterholen?“

„Nein, nein.“

Fräulein Clarence ging selbst den Koffer holen. Denn ihnen beiden kam es plötzlich nicht ganz schicklich für einen jungen Mann vor, das Schlafzimmer einer jungen Frau zu betreten, und lei es auch aus einem noch so unschuldigen Grunde. Die letzte Nacht schien verregnet.

Sie blieb nur wenige Minuten oben, und während dieser Zeit ging Harold mit verlegenen Schritten in dem kleinen Wohnzimmer hin und her. Kurz darauf hörte er, wie sie ihr Köfferchen in der Halle nieder-

stellte, und dann erschien sie in Hut und Mantel.

„Ich bin fertig“, sagte sie. Harold griff wortlos nach seinem Hut und hob das Köfferchen auf.

Wortlos machten sie sich auf den meilenweiten Weg in die Alfordstraße. Wortlos bogen sie um die Straßenecke vor dem Klub. Kaum aber waren sie um diese Ecke gebogen, als Harold hörte, wie Fräulein Clarence in einem scharfen Zischen den Atem durch die Zähne zog. Er sah auf, um zu sehen, was sie so zur Verweilung trieb, und er sah es auch: Das Radet in der Hand, kamen, sicher in der Absicht, in den Klub zu gehen, Fräulein Nicholls und Fräulein Warsh, zwei Mitspielerinnen des Team von gestern abend.

„Kommen Sie rasch, rasch“, flüsterte Fräulein Clarence Harold zu, und sie beschleunigten beide ihre Schritte.

„Guten Abend“, sagte Fräulein Nicholls, und ihr ruhelofer Blick nahm mit einem einzigen Blick Harolds blaues Auge, den Handteller in seiner Hand und das aufgeregte Benehmen der beiden in sich auf. Sie schien gute Lust zu haben, stehenzubleiben und ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie kamen ja gar nicht gestern abend, Marjorie“, sagte Fräulein Nicholls.

„Nein, ich konnte nicht“, sagte Fräulein Clarence. Es war sehr deutlich, daß sie keine Lust hatte, stehenzubleiben und ein Gespräch zu führen. Ja, sie schob sogar Fräulein Nicholls recht unhöflich zur Seite.

„Ist es denn so eilig?“ fragte Fräulein Nicholls lebenswürdig.

„Ja“, sagte Fräulein Clarence und ging zum Beweis dafür mit Harold im Schlepptau rasch weiter.

Ein paar Minuten sprachen sie nicht miteinander, aber Fräulein Clarence murmelte Dinge vor sich hin, die Harolds aufgeregten Ohren langsam immer verständlicher wurden.

„Diese Katzen!“ sagte Fräulein Clarence, „diese Katzen! Natürlich wissen sie alles über Vater. Das weiß die ganze Nachbarschaft. Man sah ja heute morgen die Ambulanz vor dem Hause. Jetzt gehen sie in den Klub, um sich darüber auszulassen. Wissen, daß ich zu Tante Mabel gehe. Wollten das Letzte aus mir herauspressen. Oh, wie ich sie hasse!“

Das tat auch Harold, aber fand es nicht schicklich, es auszusprechen.

Sie waren über die Stanley Terrace gegangen und kamen nun in den Park. Der Morley Park ist ein weitläufiges Ueberbleibsel jener einsamen Heide, die London einst im Süden abschloß und seinerzeit ein ergiebiger Jagdgrund für Straßenräuber und ähnliche Herren war. Jetzt aber ist er nur noch ein Spielplatz für Kinder, ein Spazierweg für ihre Eltern und (nach Sonnenuntergang) ein beliebter Aufenthalt für alle Anwärter der Elternschaft. Er war überfüllt mit Gartentischen, Kinderwagen und verstreuten goldenen Ginsterbüscheln, die sich jetzt in der Abendsonne wirklich entzückend ausnahmen.

„Sehen wir uns“, sagte Fräulein Clarence plötzlich. „Sie sind sicher müde von dem schweren Koffer.“

So setzten sie sich denn auf eine einsame Bank und betrachteten den Sonnenuntergang.

„Ich gehe jetzt zu Tante Mabel“, sagte Fräulein Clarence düster und wie zu sich selbst. „Ich war nachmittags bei ihr, um ihr — um ihr vom Vater zu erzählen. Und ich fragte, ob ich kommen dürfe. Natürlich sagte sie ja. Sie freut sich auch wirklich, denn sie hofft, bei dieser Gelegenheit meine Seele retten zu können. Das wünscht sie sich nämlich. Und dort soll ich nun vielleicht Wochen um Wochen bleiben. Und wie das Haus riecht —“

(Fortsetzung folgt.)